

INDIEN

Steve McCurry

PRESTEL

MÜNCHEN · LONDON · NEW YORK



INDIEN

Steve McCurry

von William Dalrymple

Im letzten Frühsommer ging ich im Himalaya oberhalb von Dharamsala auf Trekkingtour. Ich war gerade mit einem Buch fertig geworden und wollte der Hitze im Flachland entfliehen, um in der klaren Luft und der erhabenen Ruhe der indischen Bergwelt den Kopf wieder frei zu bekommen.

Nach einem Tag Fußmarsch hatte ich mit der letzten Asphaltstraße auch das Telefon- und Stromnetz hinter mir gelassen. Sehr bald kam ich in eine Welt, in der die Zeit stehen geblieben zu sein schien: In den Bergdörfern wurde das Gras noch mit der Sichel geschnitten, zu Garben gebündelt und zum Trocknen aufgehängt. Der Boden der schmalen Hangterrassen wurde mit Ochsenpflügen bearbeitet.

Kleine Bergdörfer schmiegt sich an die steilen Hänge. Die durchbrochenen Holzbalkone der Steinhäuser erinnerten an die Miniaturen aus der Mogulzeit. Schieferdächer wechselten sich mit Dachterrassen ab, auf denen die Frauen Aprikosen trockneten und Kleinholz für den Winter stapelten. Es war, als könne man den harzigen Duft des Himalaya-Zedernholzes und das samtige Pfirsichbrandaroma der trocknenden Früchte selbst aus der Entfernung riechen. Einer der Ziegenhirten, die am zweiten Abend durch unser Lager zogen, erzählte uns, er sei auf dem Weg zum hiesigen Orakel, einem Schamanen, der einer Pahari-Gottheit als Medium diene und für seine akkuraten Prophezeiungen berühmt war. Ich fühlte mich wie auf einer Zeitreise, in einem Reich nicht von dieser Welt, weit weg vom Lärm und Dreck Neu-Delhis.

Umso überraschter war ich, als ich am nächsten Morgen vom Lärm einiger Schulkinder geweckt wurde. Beim Blick aus dem Zelt sah ich zwanzig Kinder in blitzsauberen Schuluniformen – die Jungen in weißer Hose und weißem Hemd, die Mädchen in weißen Pluderhosen – auf ihrem Weg zu einer vor Kurzem eröffneten Privatschule im Tal, wie ich von ihnen erfuhr. Ihre Eltern besaßen keinerlei Schulbildung, die älteren Dorfbewohner waren ausnahmslos Analphabeten, sie aber würden bis zur fünften Klasse die Schule im Tal besuchen, um dann, so hofften sie, ihre Ausbildung an einer der weiterführenden Schulen in Dharamsala fortsetzen zu können.

Im weiteren Verlauf des Vormittags erreichte ich den Pass und damit das Dorf Shakti Dehra, aus dem die Kinder gekommen waren. Dort machte ich halt und unterhielt mich mit dem Dorfoberhaupt. Nach wenigen Minuten zückte er ein Handy und telefonierte mit seinem jüngeren Bruder, der ihn bat, ihm ein paar Ochsen zum Pflügen ins Tal zu schicken. Die staatliche Telefongesellschaft, so erklärte er mir, habe es bisher versäumt, Festnetzleitungen bis ins Dorf zu legen. Dafür habe man aber dank eines privaten Anbieters guten Empfang im Mobilfunknetz. Rund die Hälfte aller Haushalte besäße ein Mobiltelefon, zwei oder drei sogar *Tata-Sky*-Satellitenfernsehen, fügte er hinzu. Ein öffentliches Stromnetz gab es nicht, was im Übrigen auf rund ein Drittel aller indischen Dörfer zutrifft. Die Dorfbewohner hatten aber für einen Dieselgenerator zusammengelegt, mit dessen Hilfe sie in großer Runde die Cricket-Spiele der indischen Premier League im Fernsehen anschauen konnten. An langen Winterabenden, wenn das Dorf eingeschneit war, vertrieben sie sich die Zeit mit alten Bollywood-Filmen.

Die öffentliche Grundversorgung – Straßen, Kanalisation, Schulen, medizinische Versorgung, Strom und Telefon – war nicht gegeben, doch meistens wussten sich die Dorfbewohner anderweitig zu helfen. *Jugaad* nennt man diese Improvisationskunst in Indien. Welche Widrigkeiten auch immer es zu überwinden galt, ihre Kinder sollten auf die Schule gehen können, und auch sie selbst wollten weiterkommen und nicht auf der Strecke bleiben.

Während der letzten Jahre in Indien erlebte ich mit, wie sich selbst die entlegensten Winkel des Landes in einem Tempo entwickelten, das ich bei meiner Ankunft nicht für möglich gehalten hätte. Südlich meines Grundstücks am Stadtrand von Delhi liegt die im Zuge des Cyber-Goldrausches immer größer gewordene, teils heruntergekommene, teils exklusive Satellitenstadt Gurgaon. Als ich Ende der 1980er-Jahre zum ersten Mal längere Zeit in Delhi lebte, war Gurgaon noch eine fast ländliche Kleinstadt im Bundesstaat Haryana mit maximal 100 000 Einwohnern. Dort gab es nur ein riesiges Maruti-Automobilwerk. Als ich 2007 nach Indien zurückkam, konnte man vom Ende meiner Straße aus in der Ferne das mittlerweile stark angewachsene Gurgaon sehen: eine riesige Baukran-Landschaft, an deren äußerem Rand immer neue Luxuswohnviertel und Gewerbegebiete als Standort für Callcenter und Softwarefirmen hochgezogen wurden.

Seither sind uns die Baukräne in rasantem Tempo auf die Pelle gerückt. Heute grenzt Gurgaon quasi an unser Grundstück. Dort, wo bei meinem Einzug unbebautes Land und eine gern von Wasserbüffeln aufgesuchte Wasserstelle waren, steht nun das größte Einkaufszentrum Asiens, umringt von Plakatwänden mit Werbung für die neuesten iPhone- und iPad-Modelle. Die Geschwindigkeit, mit der sich die Stadt

entwickelt, ist kaum fassbar für jemanden, der das moderate Wachstumstempo in den USA oder Europa gewohnt ist. Was in der westlichen Welt 25 Jahre braucht, schießt hier innerhalb von fünf Monaten aus dem Boden. Exakte Zahlen liegen zwar nicht vor, doch Gurgaon dürfte heute über fünf Millionen Einwohner haben und damit mehr als ganz Schottland oder Israel. Die hier lebende, sich in ihrem wachsenden Reichtum sonnende Mittelschicht ist gerade dabei, in exklusiven Einkaufszentren (aktuell 26, weitere sind in Planung), auf Golfplätzen (bisher 7) sowie in espressobars, Designer-Shops, Restaurants und Kinocentern die Freuden des Luxuslebens zu entdecken. Die neuen Wohnviertel, zumeist halb fertiggestellte Baugerüstlandschaften, locken mit präventösen Namen wie Beverly Hills, Windsor Court oder West End Heights. »Komm nach Gurgaon«, heißt es in der Werbung, »Komm auf die Sonnenseite des Lebens«.

Dabei herrschen in dieser sich rasch entwickelnden Satellitenstadt, die es in puncto Wachstumstempo mit jeder chinesischen Stadt aufnehmen könnte, zum Teil chaotische Zustände. Es gibt keine funktionierende Kanalisation: Die Abwasserbecken liegen versteckt hinter den wie Pilze aus dem Boden schießenden Hochhäusern, die in der Werbung als Luxuswohnanlagen für Millionäre angepriesen werden. Auch eine städtische Müllabfuhr gibt es nicht. Der Müll wird am Straßenrand abgestellt und verteilt sich von dort aus über die in desolatem Zustand befindlichen Straßen. Weder die Wasser- noch die Stromversorgung funktionieren zuverlässig. Das öffentliche Verkehrsnetz steckt noch in den Kinderschuhen. Sozialwohnungen sind Mangelware. Das Gleiche gilt für Einrichtungen des Gesundheits- und Bildungswesens. Den Strom liefern private Generatoren, das Wasser kommt aus privaten Brunnen, der Nahverkehr wird durch einen privaten Busfuhrpark gewährleistet und der Stadtverkehr durch private Sicherheitskräfte geregelt. Not macht erfinderisch. Das gilt für das Himalaya-Bergdorf Shakti Dehra und sein Satellitenfernsehen ebenso wie für Gurgaon, nur dass hier in sehr viel größerem Maßstab improvisiert wird. Laut einer 2011 in der *New York Times* veröffentlichten Langzeitstudie ist Gurgaon »totales Chaos und Wirtschaftsmotor zugleich und damit im Kleinen ein Abbild des typisch indischen Nebeneinanders von Dynamik und Misswirtschaft«.

Die indische Wirtschaft wächst in einem derart schwindelerregenden Tempo, dass jedem bewusst ist, auf welchen tönernen Füßen dieser Boom eigentlich steht. Sobald man Neu-Delhi verlässt und auf der Fernstraße Richtung Jaipur fährt, kommt man in eine weniger dynamische, von der modernen Zivilisation unberührte Welt. Zwanzig Minuten, nachdem man den Microsoft- und Google-Komplex in Gurgaon hinter sich gelassen hat, weichen Autos und Lastwagen allmählich Kamelen und Ochsenkarren, und an die Stelle

von Jeansmützen und Basecaps treten Baumwoll-*Dhotis* und Turbane.

Hier zeigt sich Indien von einer ganz anderen Seite. An diesen Orten auf halber Strecke zwischen Tradition und Moderne sind die meisten der in diesem Buch veröffentlichten Fotos entstanden.

* * *

Steve McCurry war über dreißig Mal in Indien, kennt das Land wie seine Westentasche, weiß, was seinen besonderen Zauber ausmacht, und hat seinen Wandel miterlebt. Mit einigen seiner zu Recht weltberühmten Fotos, aber auch mit vielen neuen, überaus aussagekräftigen Bildern zeigt er uns Indien in seiner ganzen Schönheit und Widersprüchlichkeit.

Am deutlichsten sticht auf seinen Fotos wohl die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich ins Auge: hier der Landbesitzer mit seinen Jagdtrophäen an der Wand, dort der neben den Gleisen sterbende Bettler, unbeachtet von den Fahrgästen im Zug, oder die Kinder, die im strömenden Regen mit flehentlichen Gesten die Insassen der Taxis anbetteln, hier die Elite Mumbais, schick gekleidet und gut frisiert, mit Oldtimer-sammlung und Chauffeur, dort die Slumbewohner in ihren Wellblechhütten auf stinkenden Dreckhalden.

Die Fotos zeigen Indien, wie es wirklich ist, mit all seinen Gegensätzen. Dabei wird dort jedes Jahr eine Million Ingenieure ausgebildet, während es in Amerika oder Europa nur 100 000 sind. Was den technisch-wissenschaftlichen Kenntnisstand angeht, steht Indien weltweit an dritter Stelle, hinter Amerika und Japan, aber weit vor China. Im letzten Jahrzehnt hat sich die indische Wirtschaftsleistung verdreifacht, woran der IT-Sektor mit fast 50 Milliarden Dollar jährlich beteiligt ist. Das Durchschnittseinkommen soll sich Prognosen zufolge alle zehn Jahre verdoppeln. Die Zahl der Mobiltelefonbesitzer lag 2000 noch bei drei Millionen, 2005 bereits bei 100 Millionen und 2012 bei 929 Millionen. Standen 2006 noch 23 indische Milliardäre auf der *Forbes*-Liste, waren es 2014 mit 55 bereits mehr als doppelt so viele.

Indien ist aber auch das Land, in dem selbst auf dem Höhepunkt des Booms trotz Mars-Mission und Verdreifachung des Verteidigungshaushaltes – Indien gehört weltweit zu den zehn Ländern mit den höchsten Militärausgaben – ein Drittel aller Armen weltweit leben. Das entspricht einem Viertel oder insgesamt 310 Millionen der Bevölkerung. 72 Prozent leben von weniger als zwei Dollar pro Tag, rund 35 Prozent von weniger als einem Dollar. Auf dem 81 Länder umfassenden Welthunger-Index steht Indien auf Platz 67. In keinem Land der Welt ist die Kindersterblichkeit höher. Jedes Jahr sterben 1,7 Millionen Kinder unter fünf Jahren an vermeidbaren Krankheiten wie Durchfall – eine Tragödie, die uns Steve McCurry immer wieder vor Augen hält.

Darüber hinaus setzt sich McCurry auch mit einem der widersprüchlichsten Phänomene Indiens auseinander, genauer gesagt der Tatsache, dass dieses extrem materialistische Land, dessen Mittelschicht besessen ist von teuren Marken, Bollywood und protziger Extravaganz jedweder Art, zugleich auch eines der strenggläubigsten Länder der Welt ist. Bei aller Dummheit und Vulgarität, die er in den Städten dokumentiert, ist ihm stets bewusst, dass Indien nach wie vor ein tiefreligiöses Land ist, das immerhin über 2,5 Millionen Kultstätten gegenüber 1,5 Millionen Schulen und knapp 75 000 Krankenhäusern zählt. Über die Hälfte aller in Indien gebuchten Pauschalreisen sind Pilgerfahrten. Die großen Pilgerstätten stehen dem Taj Mahal an Beliebtheit in nichts nach. Insgesamt 17,25 Millionen Pilger zog etwa der Vaishno-Devi-Tempel bisher an. Zu vielen dieser heiligen Stätten pilgerte auch McCurry. Indiens Glaubensvielfalt – eindrucksvoll eingefangen auf Fotos von Gläubigen, die am Strand von Mumbai Ganesha-Statuen in den Fluten eintauchen, die sich beim Fest der Farben (*Holi*) in Rajasthan mit Farbpulver bewerfen oder die die Astrologen bei den Ghats in Varanasi aufsuchen – ist ein Thema, das ihn seit jeher beschäftigt.

Wie formulierte es die bekannte Harvard-Indologin Diana Eck? »Gemessen an seiner langen Geschichte blickt Indien erst auf ein paar Stunden politischer und verwaltungsmäßiger Einheit zurück. Die nationale Einheit fußt dagegen auf dem soliden Fundament der gemeinsamen und kollektiv verehrten heiligen Geografie in Form von Bergen, Wäldern, Flüssen und Bergtempeln.« Denn für die Hindus, aber auch für viele indische Buddhisten, Muslime, Christen und Sikhs ist Indien ein heiliges Land. In ländlichen Gegenden gilt der Boden als Heimat der jeweiligen lokalen Schutz- und Muttergottheit und wird zugleich als deren Körper verehrt. Dementsprechend sind Landschaftsmerkmale wie Berge, Wälder, Höhlen, Felsen und Flüsse nichts anderes als morphologische Ausprägungen ihres Körpers, der im Übrigen keinesfalls tot, sondern sehr lebendig ist. Ganz Indien ist überzogen von einem Netz aus *Tirthas*, Übergängen zwischen verschiedenen Welten, und Pilgerpfaden. Pilger zeigt uns McCurry in verschiedenen Lebenslagen: allein bei der Umrundung eines Banyanbaums oder bei der Verneigung vor einem buddhistischen Stupa, aber auch in großen Ansammlungen bei der Kumbh Mela, dem größten religiösen Fest der Welt.

Nach hiesigem Glauben sind sowohl Bergtempel als auch Stellen, an denen zwei heilige Flüsse zusammenfließen, Übergänge zwischen zwei Bewusstseinssebenen. An diesen Orten gelangen Pilger mit derselben Leichtigkeit von der Welt der Menschen in die Welt des Göttlichen wie zur Trockenzeit über einen Fluss. Manche *Tirthas* wie die heilige Stadt Varanasi sind landesweit bekannt. In Varanasi entstand beispielsweise das Foto des alten Mannes, der gegen den vom Monsunregen angeschwollenen schlammigen Strom anrudert. Andere *Tirthas*

sind dagegen nur den Bewohnern der näheren Umgebung bekannt. Einen dieser Orte bringt uns McCurry auf einem seiner eindrucksvollsten Bilder nahe. Es handelt sich um einen in einem kleinen Dorf stehenden, von einer jahrhundertealten öligen Rußschicht überzogenen und mit Hunderten von Messingglocken behängten Shiva-Tempel, vor dem ein *Sadhu* mit Filzlocken (»Heiliger Mann«) sitzt. Diese überall zu findenden Übergänge zur Welt des Göttlichen sind es, die dem Land die Aura des Heiligen verleihen, und wahrscheinlich machen gerade sie das Wesen Indiens aus.

Indiens Landschaft galt bereits den Anhängern der vorhinduistischen Religionen als heilig, und auch von den meisten anderen auf indischem Boden entstanden Religionen wurde dieser Glaube später aufgegriffen. Er scheint auf die vorvedischen Religionen zurückzugehen, die Naturgeister in Form von *Nagas* oder *Yakshas* verehrten. *Nagas* und *Yakshas* waren Götter niederen Ranges, die mit bestimmten Landschaftselementen, zum Beispiel Weihern oder heiligen Quellen, assoziiert wurden und in ihrem jeweiligen Gebiet als oberste Richter galten. Da im Laufe der Jahrhunderte immer wieder neue Mythen entstanden, wurden manche Orte später auch mit anderen Gottheiten in Verbindung gebracht: ein Weiher beispielsweise mit Durga, ein Berg mit Krishna oder auch mit den Wanderungen der Pandava-Brüder aus dem *Mahabharat*. Ebenso wie der aus der Zeit vorvedischer Glaubensformen und Stammeskulte stammende Glaube an die Heiligkeit der Landschaft mit der Zeit den klassischen Hinduismus mitprägte, hielt er nach und nach auch in den Buddhismus, in den Sikhismus und in die indo-muslimische Religion Einzug. Selbst von den indischen Christen wurde er übernommen.

Nirgendwo in der muslimischen Welt findet man so viele Sufi-Schreine: An diesen Orten erhalten Pilger dank der Fürbitte des Dorfheiligen, *mohalla* genannt, direkten Zugang zur Welt des Göttlichen. Sufi-Schreine unterscheiden sich deutlich von den sonst üblichen Moscheen und sind als Übergänge zu einer anderen Welt eher mit den *Tirthas* der Hindus vergleichbar. An diesen Orten kann man dank der Fürbitte eines Dorfheiligen von der Welt der Menschen in die Welt der Gottheiten übertreten. Hier scheinen Gebete eher erhört zu werden. Unabhängig von der jeweiligen Glaubensrichtung trägt jeder von uns das Paradies in sich, sagen die Sufi-Heiligen. Man muss nur am richtigen Ort danach suchen. Damit gelang es den Sufis als Ersten, eine Brücke zwischen zwei so grundverschiedenen Religionen wie dem Islam und dem Hinduismus zu schlagen: die eine durch strenge Regeln geprägt, die andere offen und facettenreich.

Bis heute ziehen Indiens Sufi-Schreine fast genauso viele muslimische Pilger an wie Hindus, Sikhs und Christen. McCurrys muslimische Motive fügen sich allesamt bestens ins Ganze Indiens ein: Die große Moschee Jama Masjid in Agra

ist keinesfalls eine Welt für sich, sondern ragt hinter dem Bahnhof von Agra empor, unterhalb der Türme des Taj Mahal trocknen Saris von Hindu-Frauen, und muslimische Frauen blicken verstohlen auf die Plakate von Bollywood-Schönheiten mit tiefroten Lippen und gewagten Dekolletés. In McCurrys Indien sind Religionen durchlässig, vermischen sich miteinander. In Sichtweite des Goldenen Tempels, des höchsten Heiligtums der Sikhs, streckt ein Hindu-Pilger die Hand aus, um einen heiligen Baum zu berühren. In verschneiter Himalaya-Landschaft marschieren indische Soldaten in dicker Winteruniform an einer christlichen Kirche, einem Hindu-Tempel und einer Moschee vorbei.

Indien, durch McCurrys Augen gesehen, ist vor allem eine Welt der Gegensätze, in der das rote Gewand des buddhistischen Mönches das Rot der Coca-Cola-Werbung hinter ihm zu spiegeln scheint, in der sich ein Geschäftsmann in Anzughose und Hemd mit Regenschirm und Aktentasche durch die ihm bis zum Bauch reichenden Monsunfluten kämpft und in der Grenzschutzsoldaten auf Kamelen durch die endlosen Weiten der Wüste Thar reiten, in der Hand das neueste M16-Schnellfeuergewehr.

Die von McCurry meisterhaft eingefangenen, skurril-witzigen Gegensätze sind letzten Endes gar nicht so surreal. Es gibt nichts Abstruses, keine Pelztassen, keine schmelzenden Uhren. Dennoch scheinen die Fotos eine fast irrealer Welt abzubilden. Jedes einzelne hat etwas Magisch-Absurdes: ein Schneider, bis zum Hals im Wasser, mit einer rostigen Singer-Nähmaschine auf der Schulter, ein Junge mit einer schalartig um den Hals gewickelten Schlange oder auch ein scheinbar ohne Bodenkontakt weglaufender Junge.

Steve McCurrys Arbeiten bestechen durch ihre Originalität. Keinem anderen wäre es gelungen, die Seele Indiens so meisterhaft einzufangen. Jedes einzelne Foto trägt seine Handschrift. Der vorliegende Fotoband ist das Produkt einer jahrzehntelangen Liebe zu Indien und zugleich der Anspruch, die einzigartige Vielfalt dieses Landes zu dokumentieren. Präsentiert wird Indien in seiner ganzen Bandbreite: von den Staubstürmen Rajasthans bis zu den in Monsunfluten versinkenden Dörfern Bengalens, von Kaschmir bis Kerala. McCurry entführt uns in eine Welt des klaren Lichts, leuchtender Farben und tiefschwarzer Schatten – deren Stimmung mal melancholisch, mal ausgelassen fröhlich ist – und beschert uns tiefe Einblicke in die unterschiedlichen Facetten des indischen Lebens: von den riesigen Menschenansammlungen während der Kumbh Mela bis hin zum einsamen Holzarbeiter in den Wäldern des Himalaya.

William Dalrymple
Mira Singh Farm, Mehrauli
April 2015











